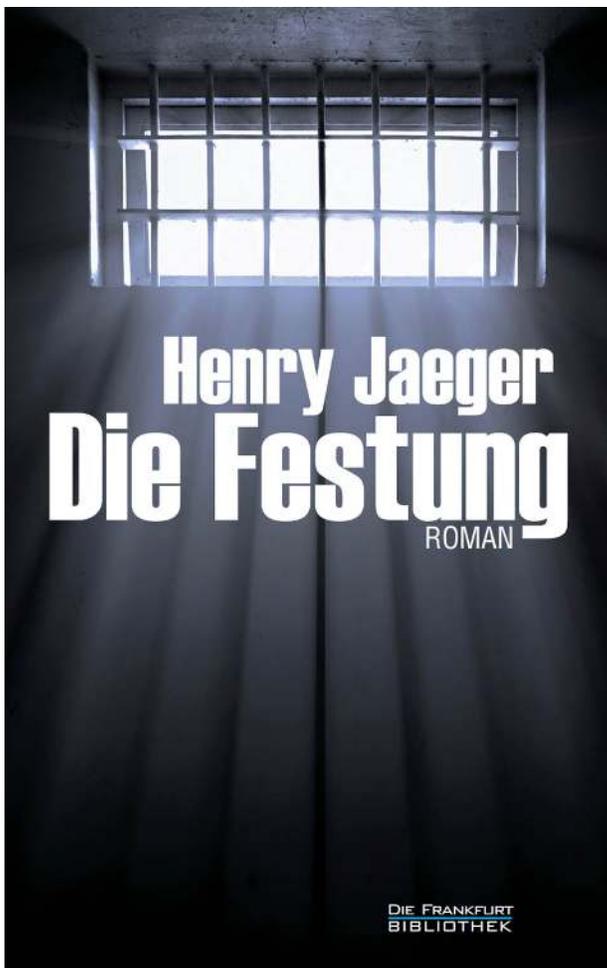




Henry Jaeger  
**Die Festung**  
ROMAN



Henry Jaeger  
**Die Festung**  
ROMAN

DIE FRANKFURT  
BIBLIOTHEK

## Henry Jaeger · Die Festung

Henry Jaeger  
Die Festung

Roman

FRANKFURT BIBLIOTHEK BAND 1

**Henry Jaeger. Die Festung**

© 2012 B3 Verlags und Vertriebs GmbH,  
Markgrafenstraße 12, 60487 Frankfurt am Main  
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk einschließlich seiner  
Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung  
außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes  
ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar.  
Das gilt insbesondere für Kopien, Einspeicherung und  
Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Weitere Titel des B3 Verlages unter [www.bedrei.de](http://www.bedrei.de)  
Umschlag: Bayerl & Ost, Frankfurt am Main  
Druck: KLARdruck, Marktheidenfeld

ISBN 978-3-943758-00-9  
eISBN: 978-3-943758-01-6

*Für Margot*

## ERSTES KAPITEL

An einem Abend im Spätherbst, es waren jetzt fast zwei Jahre darüber vergangen, legte Albert Starosta den Brand an die Baracke. Sechzig Menschen wohnten darin. Sie waren zu verschiedenen Zeiten angekommen und hatten sich in der Baracke eingerichtet. Aber Albert Starosta dachte nicht an die Menschen, dachte weder an seine Eltern und Geschwister noch daran, daß in diesem Feuer auch seine eigene Bleibe verglühen würde.

An jenem Abend ging er in die Besenkammer, suchte darin herum und fand einen leeren Jutesack. Damit bedeckte er die große Petroleumkanne. Sieben oder acht Liter waren noch darin. Er trug den Behälter aus der Besenkammer hinaus, ging mitten durch die Baracke, durch das Gewimmel; Kinder plärrten, Erwachsene schimpften, andere saßen ruhig beim Essen, als hätte es nie den Streit gegeben, bei dem Alberts Vater vor den Augen seiner Kinder verprügelt worden war. Es schien alles wie jeden Abend um diese Zeit. Niemand beachtete ihn.

Er ging durch die Tür hinaus ins Freie, ging an der fensterlosen Hinterwand der Baracke entlang, ließ den dünnen, lautlosen Strahl aus der Kanne fließen und tränkte das Holz mit der Flüssigkeit. Dann zündete er mit einem Streichholz ein Stück zusammengeknülltes Papier an, das er dicht an die Wand warf. Er hörte seine Atemzüge, wartete, sah das Papier auflodern und die Flamme zur Wand überspringen. Sie zögerte, züngelte wie unschlüssig, schnellte dann auf und wuchs mit einem bösen Fauchen unwiderstehlich empor.

Damals war Albert Starosta zwölf Jahre alt und besessen von Haß gegen die Baracke, die er vernichten, zu einem Nichts machen wollte, getrieben von der unklaren, kindlichen Vorstellung, die Flamme

würde dann auch die Not mit verzehren, den Dreck, die Roheit, die Gemeinheit, das ganze fleckige, schmierige Elend.

Später kam die Angst. Zwei Jahre lang schleppte er jetzt schon diese heimliche Angst mit sich herum, die ihn auch heute, als das Fräulein vom Amt gekommen war, aus dem Zimmer in den Hof hinuntergetrieben hatte. Er war in die Dunkelheit des Festungshofes geflüchtet. Seine Schwester, die sich oben gelangweilt hatte, war zu ihm heruntergekommen. Sie hörten die Schritte, die durch den Torbogen gingen.

Albert hoffte auf seinen Vater, hoffte, daß der das Fräulein vertreiben würde. Aber Hugo kam noch nicht. Zuerst kam Viktor. Albert und Mi-Mo kannten seinen Schritt. Er war unverwechselbar.

Viktor ging wie ein Herr. Er besaß nicht mehr als die anderen, hatte von seinem Besitz und von dem, was ihm noch hätte zufallen sollen, nichts gerettet – nur dieser Gang war ihm noch eigen, dieses selbstsichere Auftreten.

Der Vater setzte die Füße anders: manchmal hastig, dann wieder langsam und zögernd. War er angetrunken, dann stolperte er über die ungleich gebuckelten Steine des Hofes. Aber das Stolpern war in der letzten Zeit selten geworden, denn er hatte jetzt nicht mehr genug Geld für Bier.

Viktor war mit dem Sechsuhrzug von der Arbeit gekommen. Er kam jeden Abend um die gleiche Zeit. Schon damals, als sie noch in der Himmelsgasse gewohnt hatten – in ihrer Erinnerung lebten noch einige matte Bilder aus dieser Zeit –, war auf Viktor Verlaß gewesen. Pünktlichkeit gehörte zu seinem Charakter. Er war auch pünktlich in den Krieg gezogen, war pünktlich wieder daraus entlassen worden und blieb weiter pünktlich, unter allen Umständen, in schweigender Entschlossenheit.

Viktor blieb bei ihnen stehen, und Albert sagte: »Wir warten auf Hugo, das Fräulein vom Amt ist wieder da.«

Was die wolle, fragte Viktor, ob sie wegen Albert oder wegen Mi-Mo gekommen sei.

»Sie will zu Hugo«, sagte Albert. »Wir haben ihr gesagt, daß er arbeitet, aber das hat sie nicht geglaubt.«

Eliese hatte im Zimmer gerade den großen Topf mit Wäsche auf dem Herd stehen, als das Fräulein hereingekommen war. In dem

dampferfüllten Raum war ihre Brille angelaufen, so daß man die Augen dahinter nicht sehen konnte. Als sie die Brille abnahm, fand Albert die nun seltsam nackten Augen, die ihn ansahen, erschreckend. Wie blind kamen sie ihm vor, unheimlich. Er war fortgelaufen.

Im Zimmer saß jetzt die Fürsorgerin auf einem Stuhl, mit einem Ausdruck ermüdeten Wohlwollens, das ihr niemand glaubte.

Viktor war einer der wenigen Menschen, vor denen Albert einen gewissen Respekt empfand. Die meisten Erwachsenen betrachtete er mit gemäßiger Verachtung. Sein Vater war da keine Ausnahme, die Mutter auch nicht, höchstens die Großmutter, aber die nahm nicht mehr ganz den Platz einer Erwachsenen ein. Sie redete nicht viel, und wenn sie etwas sagte, dann achtete niemand darauf. So plapperte sie ihre Selbstgespräche ins Leere. Sie war weit über achtzig und hatte ihren Mann nun um mehr als zehn Jahre überlebt. Aber zuweilen redete sie noch mit ihm; dann lachten sie oben im Zimmer, und Hugo sagte: »Jetzt spricht sie wieder mit August –«

Von seinem Großvater wußte Albert noch, daß er Pfeife geraucht, daß sein Atem nach Tabak gerochen hatte und daß seine Hand härter und wärmer gewesen war als die seines Vaters. Es schien ihm, als sei er aus einem anderen, besseren Stoff gewesen als sein Vater, den er wie einen zweifelhaften älteren Bruder betrachtete, dessen körperliche Überlegenheit er einstweilen noch anerkennen mußte.

Sie hörten Viktor langsam die Treppe zur Galerie hinaufsteigen, die in diesem Flügel der Festung an einer endlos scheinenden Reihe von Türen entlangführte. Ein halbiertes Gefängniskorridor, wie ein Mann gesagt hatte, der genau wußte, wie es im Gefängnis aussah. Es gab hier Männer, die das wußten. In einem anderen Flügel der Festung war noch einmal die gleiche Anzahl Räume zum Wohnen hergerichtet. Zwei Flügel standen leer, weil es da statt der Fenster nur Schießscharten gab. Es war nicht sicher, ob dort jemals Fenster in das Mauerwerk gebrochen würden. Man hatte früher davon gesprochen, daß nun bald die Maurer erscheinen würden und daß noch mindestens dreihundert Leute hier untergebracht werden müßten. Aber die Maurer waren nicht gekommen, und seit einem halben Jahr sprach niemand mehr davon. Damals hatten sie gefürchtet, sie müßten noch enger zusammenrücken, die sanitären Anlagen würden nicht ausreichen, das Wasser würde knapp werden

und es käme dann wieder zu den täglichen Streitigkeiten. Das wäre kein Leben, hatten sie gesagt. Das wäre dann genau wie im Lager. Schließlich sei es genug, wenn sechshundert Leute in diesem Gemäuer lebten.

Die Festung, so hatte man ihnen auf den Ämtern gesagt, sollte nur eine Durchgangsstation sein. Nach und nach würden sie alle in Wohnungen untergebracht werden. Aber es gab Familien, die schon länger als vier Jahre in der Festung lebten.

Wer sich dafür interessierte, konnte vom Verwalter erfahren, daß die Festung am Anfang des 18. Jahrhunderts erbaut worden war. Sie war jedoch nie zu einem Schauplatz kriegerischer Handlungen geworden und wohl mehr eine selbtherrliche Spielerei des damaligen Landesfürsten gewesen. Einige Male hatte sie in der Gefahr geschwebt, geschleift zu werden, und zwei-, dreimal war sie kampflos irgendeiner Gegenpartei übergeben worden. Einmal war auch ein junger Soldat hier erschossen worden. Das war in einem jener kleinen Kriege gewesen, die in den Geschichtsbüchern nur nebenher behandelt werden und deren Ursachen, wenn man es heute nachprüfen könnte, sich möglicherweise auf ein Streitgespräch zweier erlauchter Herren über eine goldene Schnupftabaksdose zurückführen ließen – in den Geschichtsbüchern werden natürlich ganz andere Ursachen angegeben. Jedenfalls war der junge Soldat erschossen worden, weil er versucht hatte zu desertieren. Die Trommeln hatten ihren Wirbel heruntergerasselt: Legt an! Gebt Feuer! Vielleicht hatte er sich aus dem Staub machen wollen, weil er Heimweh hatte? Vielleicht hatte ihn das Heimweh getötet? Aber das lag weit zurück. Sein Name war vergessen.

Es gab viele Jahre, in denen die Festung mit verschlossenen Türen still vor sich hingedämmert hatte, ein Quadrat aus Stein, das einen weiten Hof umschloß und aus dessen Westflügel ein runder Turm die Mauern um die Höhe eines Stockwerkes überragte. Im Ersten Weltkrieg hatte sie gefangenen Russen als Aufenthaltsort gedient; zwanzig Jahre später waren entwaffnete Franzosen eingezogen und hatten sich über die zähen russischen Wanzen beschwert, die dort immer noch lebten. Es wurde jedoch nichts Entscheidendes gegen sie unternommen. Dann kamen Engländer, die es fertigbrachten, über das Rote Kreuz Insektenpulver zu erhalten, das die Wanzen vertrieb. Als sich das Blatt gewendet hatte und aus den britischen

Gefangenen die Sieger geworden waren, marschierten Kriegsverbrecher ein, mittlere und kleine. Sie mußten dort etliche Wochen verbringen, bis man ihnen den Prozeß machte oder sie wieder laufenließ, wenn sie die richtigen Fürsprecher hatten. Aber auch das lag schon länger als ein Jahrzehnt zurück; das Blatt hatte sich wiederum gewendet.

In den fast zweihundertfünfzig Jahren, die nun der Mörtel das steinerne Geviert zusammenhielt, hatte sich niemand darin wohl gefühlt, niemand hatte freiwillig dort gehaust. Auch die Menschen, die jetzt dort lebten, waren nicht freiwillig eingezogen, und auch sie fühlten sich nicht wohl. Immerhin verbanden sie mit der Festung die Vorstellung einer bescheidenen Sicherheit, die sie lange entbehrt hatten. Man lebte in einem festgefügt Haus, man hatte seinen eigenen Raum, und es gab eine Tür, die verschließbar war und an deren Außenseite man sein Namensschild festnageln konnte.

## ZWEITES KAPITEL

Wenn Albert den Festungshof bei Dunkelheit betrat, hatte er immer das drängende Gefühl, er müsse auf der Hut sein. Diese riesenhafte Ruhe, vor allen Winden abgeschirmt, machte ihn mißtrauisch. In den Ecken brütete das Dunkel – und man konnte nicht sehen, was sonst noch dort nistete. Die Lampe in der Mitte des Hofes leuchtete die Winkel nicht aus; es war möglich, daß sich dort Knäuel von schwarzen Schlangen ringelten, absonderliches Gewürm, Nachtschlangen; und vielleicht strichen dort Fledermäuse durch die Finsternis, mit lautlosen Schwingen.

Er war vor dem Fräulein davongelaufen, denn er hatte gedacht, daß sie seinetwegen da sei, daß sie durch geheimnisvolle Verkettungen die Wahrheit erfahren habe und daß nun Unheil auf ihn zukomme. Man mußte sich vorsehen.

Im Hof erhoffte er sich die Gesellschaft der Geräusche, die von oben kamen. Jemand ließ Wasser in einen Topf laufen; eine Türe wurde aufgerissen und wieder zugeschlagen; Schritte auf der Galerie; ein Radio spielte. Aber das war ihm alles viel zu leise. Er hätte jetzt gewünscht, daß hundert Trompeten die Stille zerrissen. Die Vorstellung seiner Absonderung überfiel ihn: Er fühlte sich allein, wie ein Stück Treibholz auf dem Meer.

Dann kam Mi-Mo herunter. Sie sagte: »Was machst du denn hier?«

Er erklärte, er warte auf einen Nachbarn, von dem er sich ein Fahrrad leihen könne – für morgen.

»Wo willst du denn morgen hin mit dem Fahrrad?«

»Frag' ich dich etwa, wo du morgen hinwillst?«

»Nein, aber ich will ja auch morgen nirgends hin. Du kannst doch das Fahrrad von Hugo nehmen.«

»Das ist platt.«

Aber er könne es doch aufpumpen, sagte sie. Der Kainrath habe eine Luftpumpe, und der Schulz auch. Von Schulz könne man sich gut was ausleihen, denn mit dem habe Hugo noch nicht Streit gehabt.

»Menschenskind!« rief er. »Wir haben doch selber eine Pumpe! Aber das Rad ist platt, weil ein Loch im Schlauch ist – da geht die Luft ’raus!«

»Ach so«, sagte sie.

Albert fragte: »Was hat sie gesagt?«

»Wer?«

»Das Fräulein!« Er blickte sie an. »Sie wartet auf Hugo. Sie ist wegen ihm gekommen, nicht wahr?«

»Nein«, erwiderte sie. »Wegen dir ist sie gekommen.«

»Was hat sie gesagt? Weiß sie etwas? Hast du etwas verraten?«

»Ich, nein!«

»Aber sie weiß etwas?«

»Aua!« sagte Mi-Mo. »Laß doch meinen Arm los!«

Er lockerte seinen Griff. Sie stand vor ihm mit gekränktem Gesicht und rieb mit der Hand über ihren Arm. »Ich weiß nicht, ob sie etwas weiß. Sie hat wegen der Schule gefragt. Und von einer Lehrstelle hat sie gesprochen.«

»Wegen der Schule?«

»Ja, du würdest zu oft fehlen. Sie hat mit dem Lehrer gesprochen!«

»So«, sagte er, »ich fehle zu oft. Na, dann ist es gut. Dann weiß sie nichts.«

Über die Sache mit der Lehrstelle dachte er nicht weiter nach. Das hatte noch Zeit. Schließlich würden sie doch über ihn bestimmen, und er würde machen, was sie ihm sagten. Aber wenn er alt genug wäre, dann würde er tun, was er wollte. Das war einer seiner heimlichen Grundsätze.

»Sie weiß nichts«, sagte er und grinste sie an. Er kniff dabei das linke Auge zu und zog jenes Gesicht, das ihm von allen Gesichtern,

die er zeigen konnte, das unvergleichlichste schien: Wenn er dieses listige Gesicht aufsetzte, mit dem zugekniffenen Auge, fühlte er sich den anderen überlegen. Er leistete sich diesen bescheidenen Hochmut jedoch nur bei Menschen, bei denen er sicher zu sein glaubte, daß sie damit zu beeindrucken waren.

»Es ist jetzt zwei Jahre her«, sagte er. »Noch einmal zwei Jahre und dann noch einmal, dann wird es niemand mehr erfahren. Du wirst es doch auch vergessen, oder?«

»Du wartest gar nicht wegen dem Fahrrad. Wer ist denn das, von dem du es borgen willst?«

Er sagte langsam: »Ob jetzt noch jemand daran denkt? Viktor hat es miterlebt, Kainrath, Schulz, ja, und Dora und Herbert. Aber viele, die damals dabei waren, wohnen jetzt nicht mehr hier. Das Fahrrad? Natürlich warte ich wegen dem Fahrrad! Hör mal – wie lange wirst du noch brauchen, um es zu vergessen?«

»Das weiß ich doch nicht«, erwiderte sie. »Ich habe jetzt schon lange nicht mehr daran gedacht.«

»Du wirst nicht hingehen und mich verraten, das weiß ich, aber wirst du auch nie darüber sprechen?«

»Ich? Nein, ich werde nie darüber sprechen.«

Er hatte damals einen Teil seiner Schuld auf Mi-Mo abgeladen. Er war damit umhergegangen, hatte es getragen, und es war zu schwer für seine zwölf Jahre gewesen. Dann hatte er angefangen, alle Menschen seiner Umgebung zu prüfen, einen nach dem andern; und schließlich hatte er sich für Mi-Mo entschieden und ihr alles gesagt. Danach fühlte er sich erleichtert durch die Vorstellung, er habe die Hälfte der Last einem anderen auferlegt.

Er erinnerte sich daran, wie er zwischen den Leuten gestanden und mit ihnen hinaufgestarrt hatte zu der Flamme, die gegen den Nachthimmel züngelte. Auch an die Sirene der Feuerwehr erinnerte er sich, an die Kommandos und an den wilden, einsamen Triumph, der in ihm wuchs.

Das war am Abend des Tages, an dem er sich unter den Kränkungen der anderen gekrümmt hatte.

Er mußte zur Schule. Er wollte es nicht, aber das war Pflicht. Sie hatten »Barackenfloh« zu ihm gesagt. Er wußte sofort, daß er diesen Namen nicht wieder loswerden würde. Während des Unterrichts

hatte er darüber nachgedacht. In der letzten Stunde sagte der Lehrer, er sei dumm – halt ein wenig zurückgeblieben, da könne man nichts machen. Es klang nicht böse, es lag sogar Nachsicht darin. Aber gerade diese Nachsicht erschütterte Albert, stieß ihn aus dem Kreis der anderen Schüler hinaus. Barackenfloh! Dumm! Nichts zu machen!

Und was war noch an diesem Tag? Am frühen Abend dieses Tages war sein Vater verprügelt worden. Er war damals gerade erst heimgekehrt – oder vielmehr: er war entlassen worden, in das Land, zu dem seine Heimat gerechnet wurde. Man hatte ihm Geld ausbezahlt, Entschädigungen. Es gab in der Baracke noch einige von dieser Sorte, die gekommen waren, als schon niemand mehr mit ihnen gerechnet hatte. Unter ihnen waren Männer, die arbeiteten, und Männer, die Karten spielten. Hugo spielte Karten. Sie spielten um Geld. Albert hörte, wie die anderen Männer plötzlich laut riefen: »Du willst betrügen!«

Jemand hatte seinen Vater ins Gesicht geschlagen, und dieser Schlag hatte ihn vom Stuhl auf den Boden gefegt wie einen nassen Lappen. Dann war er aufgestanden und hatte die lahme Geste eines Angriffs gezeigt, eine müde Ehrenrettung.

Aber die anderen waren stärker. Sie schüttelten ihn, daß ihm der Kopf hin und her flog. Sie schlugen auf ihn ein, wie auf ein altes Bündel Kleider. Viktor trat dazwischen, auch die beiden älteren Brüder Alberts. Noch zwei, drei Männer mischten sich ein. Sie schrien und fluchten und schlugen sich klatschend ins Gesicht. Albert war bei jedem Hieb zusammengezuckt.

Sein Vater lag ganz unten. Als er hervorkroch, hing ihm die Hose in Fetzen vom Leib. Auch seine Unterwäsche war zerrissen. Eine Frau rief, er solle sich seinen dreckigen Hintern bedecken. Da griff er nach hinten und zog die Lappen seiner Unterhose über sein Hinterteil. Auf allen vieren war er herangekrochen, während Viktor Ordnung gestiftet hatte.

Niemand hatte an Albert gedacht, nachdem die Baracke abgebrannt war. Die Männer und Frauen wurden verhört. Nach den Petroleumlampen war gefragt worden. Es gab mindestens zehn dieser Lampen aus der Zeit, als das elektrische Licht noch nicht gelegt war. Die Kinder wurden kurz befragt, ob sie nichts gesehen

hätten. Niemand hatte etwas gesehen. Ein paar Tage später wurde darüber gesprochen, daß es Brandstiftung gewesen sei.

Die Zeitungen hatten darüber geschrieben. Sechzig Personen waren für ein paar Tage obdachlos geworden. Aber hatten sie nicht alle davon profitiert? Die anderen Baracken waren überfüllt gewesen und so waren sie in die Festung eingewiesen worden. Sie hätten ihm dankbar sein müssen.

Doch er hörte die Männer sagen, wenn sie den Brandstifter erwischten, würden sie ihn totschiagen. Von da an begann sein Triumph zu schrumpfen, und die Angst wuchs. Nachträglich kam ihm seine Tat so vor, als habe er gedankenlos an einem Hebel gespielt und dabei ein Unglück ausgelöst. Und er war ja tatsächlich zu einer Art Hebel geworden, der dem Weg etlicher Familien die Weiche gestellt hatte. Aber nun hatte er vollauf zu tun mit seiner Angst, von der er die Hälfte auf Mi-Mo abgeladen hatte.

An einem Abend hatte er sie zur Seite genommen und leise auf sie eingesprochen. Alles, was Mi-Mo erwiderte, war: »Ach, das bist du gewesen! Warum denn nur?«

»Du darfst nicht darüber reden, sonst komme ich ins Gefängnis!«

»Dazu bist du noch zu jung. Du bist noch ein Kind.«

»Ich komme ins Kindergefängnis.«

»Gibt es das überhaupt?«

»Natürlich gibt es das! Ich weiß es ganz bestimmt!«

»Wie geht es denn da zu?«

»Im Kindergefängnis gibt es jeden Tag Hiebe. Gleich nach dem Essen werden die Schläge ausgeteilt. Dann geht das Licht aus und man muß ins Bett.«

Mi-Mo war nicht klug, dafür aber verläßlich. Sie war fünf Jahre älter als er, doch er fühlte sich ihr überlegen. Jeder wußte, daß Mi-Mo nicht klug war, und sie wußte es selber. Deshalb redete sie nicht viel bei Fremden, und je mehr irgendwo geredet wurde, desto einsilbiger wurde sie. Sie befürchtete immer, etwas Dummes zu sagen. Oft genug hatte sie früher dummes Zeug geschwätzt, bis sie begriff, daß man nur zu schweigen brauchte, um seine Mängel zu verbergen. Im Schweigen war sie beständig, und sie vermochte damit Fremde zu täuschen. Aber wer sie länger kannte, erfaßte dann doch ihre Schwächen.

Eigentlich hieß sie Maria; den Namen Mi-Mo hatte sie sich selbst gegeben, als sie noch am Boden herumkroch. Bis zu ihrem vierten Lebensjahr hatte sie nichts anderes sagen können als »Mi-Mo«. Sie hatte diese Silben von dem Wort »Milch« abgeleitet und sie zunächst nur gerufen, wenn sie Milch haben wollte. Das wollte sie allerdings immerfort, ihr Hunger schien unstillbar. Schließlich begann sie mit diesem einzigen Wort alles mögliche auszudrücken; jedes sonstige Sprechen schien ihr offenbar überflüssig. Sie hörte auch nur auf »Mi-Mo«; auf »Maria« hatte sie nie reagiert. So nötigte sie allen das Wort Mi-Mo auf.

Für Menschen gab sie wenig Interesse zu erkennen. Doch sie rief jedesmal mit Begeisterung »Mi-Mo«, wenn sie mit der Mutter am Milchladen vorüberging und darin den Milchhändler in seinem weißen Kittel sah. Der weiße Kittel war für sie gleichbedeutend mit Milch. So war sie eines Tages vor einem Ladengeschäft gefunden worden, in dessen Auslage eine weißbekleidete Schaufensterpuppe ausgestellt war. Sie stand vor der Scheibe und bettelte zu der Schaufensterpuppe hinauf: »Mi-Mo – Mi-Mo«.

Damals war sie vier Jahre alt gewesen. Später, als sie endlich sprechen konnte, gab es noch immer eine Menge Worte, die sie nicht richtig über die Zunge brachte. »Straßenbahnhaltestelle«, »Eisenbahnzug« oder »Metzgermesser« konnte sie erst sagen, als sie zehn war. Als die Mutter mit ihr zum Lagerarzt ging, sagte er: »Sie ist halt ein bißchen maulfaul. Das tut niemandem weh – ihr selbst jedenfalls bestimmt nicht.«

Das war der Mutter ein Trost gewesen. Man sah ja auch Mi-Mo nichts an. Sie sah aus wie andere junge Mädchen, nur daß ihre körperliche Reife sehr früh eingesetzt hatte. Aber niemand sah darin einen Nachteil. Hugo behauptete sogar, die frühe Blüte seiner Tochter sei ein Beweis für ihre Gesundheit.

Manchmal prahlte er geradezu mit ihr; wenn dann die Rede auf sie kam, rief er: »Das Mädchen ist gesund, mein lieber Mann, die ist gesund!« Dabei zeigte er eine Miene, als sei es seine persönliche Leistung, daß Mi-Mo gewachsen und früh gereift war.

## DRITTES KAPITEL

Hugo Starosta wußte, daß er etwas unternehmen mußte. Und da es vorerst bei diesem Vorsatz blieb, hatte er ein schlechtes Gewissen. Mindestens zweimal in der Woche raffte er sich auf und stellte fest, daß nun bald etwas geschehen müsse. Sein Wahlspruch war: Das Leben will gemeistert sein!

Er hielt dann lange Vorträge darüber, was er alles versuchen könnte, aber mitten in seinen Ausführungen überfiel ihn mitunter die Erkenntnis, daß er es wahrscheinlich nicht mehr zu dieser Meisterschaft bringen würde, die er seinen Söhnen ans Herz legte. Dann ging er fort und blieb oft lange aus. Er brachte an solchen Tagen immer etwas mit nach Hause, und sei es nur ein Knopf, den er auf der Straße gefunden hatte.

An diesem Nachmittag war er zum Sägewerk gegangen, das fünf Minuten von der Festung entfernt auf dem halben Weg zur Stadt lag. Er hatte sich dort herumgedrückt und diesen und jenen etwas gefragt, aber ins Büro war er nicht gegangen. Dann hatte er in der Stadt die Unterstützung für sich und seine Familie abgeholt.

Die Sachbearbeiter kannten ihn schon gut. »Nun, Herr Starosta, noch immer krank?« hatte einer gefragt. Da hatte er sich an den Leib gegriffen, dorthin, wo sich ungefähr die Leber befinden mußte. Es war eine Geste, die er von seiner Mutter übernommen hatte. »Da sitzt es«, sagte er. »Manchmal ist es nicht zu spüren. Aber dann auf einmal ... Oh, ich kann Ihnen sagen ...«

»Das ist die Galle«, sagte der Mann.

»Ja, ja«, rief Hugo, »die Galle, die Leber und die Milz! In Rußland hat es angefangen. Erst ist es immer so ein Stich, und dann fängt es an. Ich kann Ihnen sagen!«

Danach war er mit dem Geld in der Tasche in ein Wirtshaus gegangen und hatte sich ein kräftiges Essen und ein Bier bestellt. Ein einziges Bier! hatte er sich vorgenommen. Als er beim dritten Glas war, stand er auf und verspielte fünf Groschen in einem Automaten, der Gewinne bis zu einer Mark auszahlte. Aber ihm zahlte der Automat nichts aus, er schluckte nur seine Groschen.

Schließlich war er in ein Kino gegangen. Auf dem Weg nach Hause, den er zu Fuß ging, um das Geld für die Straßenbahn zu sparen, rechnete er an der Summe herum, die er ausgegeben hatte. Die sechs Mark ärgerten ihn, denn jetzt schien ihm, er habe so gut wie nichts davon gehabt. Er tröstete sich damit, daß er immerhin nicht über die Stränge geschlagen hatte. Außerdem konnte er nun auf das Nachtessen verzichten. Er würde sagen, heute ginge es ihm wieder nicht gut. Nein, nein, Eliese, ich kann nichts essen, gib es den Kindern.

Im Hof traf er auf Mi-Mo und Albert und erfuhr, daß das Fräulein von der Behörde oben saß. »So«, sagte er, »die kommt mir gerade recht!« Er stapfte vor seinen Kindern die Treppe hinauf, in der Haltung eines Mannes, der gewillt ist, Fraktur zu reden. »Den ganzen Tag bin ich herumgelaufen«, sagte er, »um eine passende Arbeit zu finden. Das ist nun mal nicht leicht, denn ich kann schließlich nicht jede Arbeit leisten. Und abends kommt man dann zerschlagen nach Hause, und da sitzt so ein Weibsbild im Zimmer. Die kommt mir gerade recht!«

Es roch nach Küche, als er die Tür aufmachte. Aber so roch es hier immer. Der Raum wirkte auch wie eine Küche. Die Wände waren weiß gekalkt. Ein weißer Herd stand darin. Dann waren da noch der große Tisch mit den Stühlen, zwei Schränke und dreimal zwei Betten, die übereinanderstanden und die ganze linke Wandseite einnahmen.

Ohne zu grüßen, trat Hugo ein, ließ sich auf einen Stuhl fallen und sagte: »Es war nichts. Der Betriebsleiter hätte mich gern genommen, aber ich müßte da zentnerschwere Balken schleppen. Genau das, was ich in Rußland machen mußte. Das kann ich nicht mehr. Ah«, sagte er aufblickend, »das Fräulein ist auch da? Sie kommen aber oft.«

»Herr Starosta«, sagte die Fürsorgerin, »Sie haben doch genau gewußt, daß ich hier bin!«

»Was!« rief er. »Ich will auf der Stelle tot umfallen, wenn ich das gewußt habe!«

»Na ja«, sagte sie. »Es ist ja nicht wichtig, also lassen wir das.«

Eliese, seine Frau, stand mit vor der Brust verschränkten Armen am Küchenherd. Bruno, der Jüngste, hockte auf einem Schemel. Die Großmutter humpelte vom Tisch weg, wo das Fräulein saß, ließ sich auf das hinterste Bett nieder und mampfte irgend etwas zwischen ihren zahnlosen Kiefern. Albert und Mi-Mo waren an der Tür stehengeblieben. Sie blickten alle auf Hugo und das Fräulein und warteten.

»Ich komme wegen Albert.«

»Eliese«, unterbrach Hugo, »biete doch Fräulein Leisle eine Tasse Kaffee an.«

»Nein, nein, danke«, wehrte sie ab. »Herr Starosta, wir wollen gleich zur Sache kommen. Ihr Junge fehlt zu oft in der Schule. Er geht ja ohnehin nicht mehr lange hin, aber es liegt in Ihrem Interesse, wenn der Junge ein Rüstzeug für sein Leben mitbekommt.«

»Natürlich!« rief Hugo. »Das sage ich auch immer. Das Leben will gemeistert sein!«

»Sehen Sie mal hier. Ich habe hier eine von Ihnen geschriebene Entschuldigung: ›Mein Sohn Albert kann leider die Schule nicht besuchen, da er an Masern erkrankt ist.‹ Das haben Sie geschrieben. Zwei Tage später wurde Ihr Junge gesehen, und drei Tage später war er wieder in der Schule. Masern dauern aber mindestens drei bis vier Wochen.«

»Ja«, sagte Hugo, »das habe ich geschrieben.« Er kratzte sich am Kopf. »Aber das war doch, als wir den Schrank aus der Stadt holen mußten! Meine beiden Ältesten sind doch nicht mehr im Haus, und wer sollte mir helfen, den schweren Schrank mit dem Drückkarren hierherzufahren? Und dann wurde er auch wirklich krank. Er hatte so rote Flecke im Gesicht. Ganz rote Backen hat er gehabt, und da dachte ich mir, das sind die Masern! War es so oder war es nicht so, Eliese?«

»Ja, so war's«, sagte seine Frau.

»Sehen Sie! Und dann, wissen Sie so genau, ob es nicht vielleicht doch Masern gibt, die nicht so lange dauern?«

Befriedigt lehnte er sich im Stuhl zurück. Dann wurde er kühn und sagte, es wäre besser, wenn das Fräulein sich etwas mehr um das

Unrecht kümmerte, das man seinem Sohn angetan habe. Er war sitzengeblieben; und das sei eine himmelschreiende Ungerechtigkeit. Er wisse genau, daß der Lehrer seinen Sohn nicht habe leiden können, und das habe er dem Lehrer auch gesagt. Danach sei es dann noch schlimmer geworden. Dabei könne Albert ohne Fehler schreiben, und das große Einmaleins beherrsche er vorwärts und rückwärts. Und viel mehr könne einer ja sowieso nicht in der Schule lernen. Nein, man könne ihm nichts vormachen. Um diese Ungerechtigkeit also habe sich das Fräulein nicht im geringsten gekümmert. Das habe er ihr schon längst mal unter die Nase reiben wollen.

»Aber, Herr Starosta, alle Ihre Kinder sind doch sitzengeblieben! Das ist nun mal eine Schwäche, die in der Familie liegt. Aber das ist nicht schlimm; auch aus weniger begabten Kindern können schließlich vollwertige Staatsbürger werden.«

»Was?« fragte Hugo und kniff die Augen zusammen, und nun wirkte er mit seinen abstehenden Ohren wie das gealterte Ebenbild von Albert. »Eine Schwäche, die in der Familie liegt?« Er betrachtete seine Familie prüfend. Dann geriet er in Zorn: »Was wollen Sie damit sagen? Meine Frau ist ein bißchen schwach, aber das kommt von den vielen Kindern. Sieben Kinder – das war ein bißchen viel. Und dann die Flucht im Winter. Sie haben gut reden! Und ich war in Rußland. Neun Jahre war ich in Rußland, und während dieser Zeit haben die Kinder Dreck gefressen. Hast du Gras gefressen oder nicht, Mi-Mo?«

»Ja«, sagte Mi-Mo, »einmal hab' ich vor Hunger Gras gegessen, aber das ist schon lange her.«

»Sie hat eben einen guten Appetit, meine Tochter. Die ist gesund, Fräulein Leisle, darauf können Sie sich verlassen, das Mädchen ist gesund! Aber was glauben Sie, was meine Frau und die Kinder mitgemacht haben? Ich hab's Ihnen ja schon oft genug erzählt, aber Sie haben eben keine Ahnung! Und ich erst! Das kann man gar nicht erzählen, was ich alles durchgemacht habe. Nein, nein, das darf man niemandem erzählen. Aber schwach«, fuhr er auf, »schwach sind wir deshalb noch lange nicht!«

»Warum haben Sie denn auch so viele Kinder, wenn Sie wußten, daß Ihre Frau nicht sehr robust ist. Hätten Sie da nicht ein bißchen Rücksicht nehmen können?«

»Wie? Warum ich ...? Wegen der Liebe, verstehen Sie, wegen der Liebe!« Er blickte sich um und rief:

»Eliese! Hast du die Kinder gewollt oder nicht?«

»Natürlich habe ich sie gewollt.« Sie stand noch immer mit verschränkten Armen neben dem Küchenherd.

»Sehen Sie«, sagt er, »sehen Sie! Sie haben ja keine Kinder. Aber ich ... Das mit meinem Ältesten, das war nach dem Einmarsch ins Rheinland. Das ist der Adolf! Dann kam ich aus Polen zurück, das war der Hermann! Dann kam ich aus Frankreich«, er deutete auf Mi-Mo, »das ist sie! Und als ich das letztmal kam, das war der Albert! Und der da –«, er deutete auf Bruno, der vom Schemel zu ihm aufsaß, hielt dann aber mitten im Satz inne und bemerkte: »Reden wir nicht drüber.«

Er hatte damals ein Kind zuviel wiedergefunden. »So«, hatte er gesagt, »du bist von einem anderen. Ich sage dir, pariere, sonst ...« Er hatte vor dem noch nicht vierjährigen Bruno gestanden und ihn finster gemustert. Bruno hatte sich an den Rock seiner Mutter geklammert und gefragt: »Ist das der Vater?« Da hatte sich Hugo aufs Bett gesetzt und gesagt: »Ach, Gott, ja. Jaja, ich bin der Vater.« Und dabei hatte er, wie dem Jungen schien, eine recht eigentümliche Grimasse geschnitten und dann sein Gesicht mit den Händen bedeckt.

Und jetzt, vor dem Fräulein sitzend, sagte er: »Reden wir nicht drüber! Und sehen Sie, Eliese hat die Kinder alle gewollt!« Er lächelte und lehnte sich wieder zurück.

Fräulein Leisle schwieg einen Augenblick, dann sagte sie zögernd: »Aber Sie haben doch von sieben Kindern gesprochen?«

»Ach so, ja, zweie sind gestorben. Aber die waren ohnehin nix. Als das letzte zur Welt kam, da war es ganz gelb, und ich sagte zu Eliese: Du, paß auf, der taugt nichts. Und er war ja auch dann bald tot. Das andere war gleich tot. Nicht einen Muckser hat das getan.«

»Ach«, sagte Fräulein Leisle.

»Jaja«, nickte Hugo, »das war sehr traurig.«

Eliese stand neben dem Herd und sah schweigend zu Boden. Sie hatte die beiden nicht vergessen. Ihr Tod war in ihrer Vorstellung die Strafe für das zärtlichste ihrer Kinder, für Bruno. Seit dieser Zeit las sie oft in der Bibel, was sie früher nie getan hatte. Auch fromme

Reden waren ihr früher nicht so leicht über die Lippen gegangen wie heute. Die älteren ihrer Kinder fanden, daß sie etwas sonderbar geworden sei. Adolf und Hermann sagten es, und auch Hugo fand mitunter, sie habe sich verändert.

Fräulein Leisle schaute auf ihre goldene Armbanduhr und sagte, man müsse darauf sehen, daß der Junge von jetzt an regelmäßig zur Schule ginge. Und wie es mit einer Lehrstelle sei? Aber vielleicht wäre es besser, sie käme wegen der Lehrstelle ein andermal. Und wie das mit Mi-Mo wäre, ob die nicht bald wieder arbeiten wolle.

»Mi-Mo geht schon wieder arbeiten, in den nächsten Tagen«, sagte Hugo.

Das Fräulein sagte: »Und Sie, Herr Starosta? Gearbeitet haben Sie ja auch nicht gerade viel.«

»Was!« Er sprang vom Stuhl auf, setzte sich aber gleich wieder hin. »Ich bin ein kranker Mann!«

Er legte die Hand auf seine Stelle, nahm sie aber gleich wieder weg, als ihm einfiel, daß in der Festung diese Geste das Vorrecht seiner Mutter war und daß ihn Frau und Kinder verdächtigen könnten, er kopiere sie.

Eliese setzte sich auf einen Stuhl. Und Albert ging zu seinem Bett und setzte sich. Sie wußten, jetzt würde er erst richtig zu reden anfangen: Das Fräulein hatte seinen Punkt getroffen. Und in der Tat erzählte er von Rußland, und wie schwach und elend er zurückgekommen sei. Ja, Arbeit gebe es in Menge, aber ein kranker Mann würde eben von den Jungen und Gesunden an die Wand gedrückt.

»Herr Starosta«, sagte Fräulein Leisle, »Sie könnten doch als Hilfsarbeiter gehen. Wissen Sie, Ihr Leben hat kein Gesicht. Was haben Sie bisher getan, um Ihr Leben zu verbessern?«

»Ich habe nichts tun können, man hat mich ja nicht gelassen!«

Sie war müde, sie hatte einen Tag hinter sich, der mit Gesprächen angefüllt war, und immer wieder war es so gekommen, daß man an ihre guten Absichten nicht glaubte. Sekundenlang dachte sie an ihr möbliertes Zimmer. Heute abend wollte sie Wäsche bügeln – aber sie wußte, daß sie zu müde dafür sein würde.

»Ja«, sagte sie, »als Hilfsarbeiter würden Sie leicht unterkommen.«

»Natürlich«, stimmte er zu. »In den nächsten Tagen fange ich ja auch an.«

»Ach, das haben Sie schon so oft gesagt.«

»Was denn, ich habe doch auch angefangen! Aber was die mir so zumuteten. Ich bin ein Mann, der mit Pferden zu tun hatte. Ich fühle mich nicht wohl, wenn ich nicht mit Pferden zu tun habe. Ich war Gespannführer. Eliese hatte ein Stückchen Land geerbt, und ich hatte auch was mitgebracht. Ein schönes Stück Weizen hatten wir, dann noch ein Stück für Kartoffeln und Rüben. Und immer hatte ich mit Pferden zu tun, sogar im Feld, aber dann haben sie mir die Pferde kaputtgeschossen. Ein Jammer, die vielen schönen Pferde, die da umgekommen sind. Aber auf dem Gut ging's den Pferden prima. Da war überhaupt alles in Ordnung. Auf dem Gut hatten wir ein kleines Häuschen, das wissen Sie ja. Und abends ging ich noch hausieren, im Winter. Ja, früher ist es uns gutgegangen!«

»Es gibt jetzt nicht mehr viele Pferde. Sie könnten Traktor fahren.«

»Was, Traktor? Das schüttelt mich durcheinander, daß mir die Zähne wackeln!«

»Aber, aber, Sie haben doch nicht mehr so viele Zähne«, bemerkte das Fräulein mit einem schüchternen Lächeln.

»Oho! Ich habe noch genug Zähne! Dahinten habe ich noch zwei. Und da oben ...« Er steckte den Finger in den Mund. »Da oben habe ich auch noch zwei.«

»Ach bitte«, sagte sie mit gequältem Gesicht. »Das war doch nicht so gemeint. Na, es ist ja nicht wichtig.«

»Was, nicht wichtig? Sie haben doch gesagt ...«

»Hör auf!« rief Eliese, »laß doch das Fräulein auch mal was sagen!«

»Was denn, sie redet doch schon die ganze Zeit.«

Nachdem sie gegangen war, saß er eine Weile still am Tisch und überlegte. Er dachte darüber nach, ob er sie überzeugt hatte, ob das, was er vorgebracht hatte, auch einleuchtend gewesen war. Und das schien ihm in der Tat der Fall zu sein, denn sie war fast wortlos hinausgegangen; ganz klein und ratlos hatte sie gewirkt. Das stärkte sein Selbstbewußtsein. Aber er dachte auch daran, daß sie gesagt

hatte, sein Leben habe kein Gesicht. Er schüttelte den Kopf. Kein Gesicht!

Eliese wollte ihm etwas zu essen hinstellen; als sie jedoch den Teller vor ihn auf den Tisch setzte, sagte er: »Heute geht es mir wieder nicht gut. Nein, nein, Eliese, ich kann nichts essen, gib es den Kindern.«

Sie nahm den Teller, schlurfte damit zum Schrank und sagte: »Du wirst in der Stadt schon was gegessen haben. Es geht dir immer dann nicht gut, wenn du in der Stadt warst, um das Geld zu holen. Dann hast du abends keinen Hunger mehr.«

Er wollte etwas sagen, aber sie winkte ab. »Gib mir das Geld«, sagte sie. »Ich habe schon den ganzen Tag darauf gewartet.«

»Waren Adolf und Hermann nicht da?« fragte er. »Die wollten doch auch was bringen.«

»Sie waren nicht da. Gib mir das Geld.«

Albert und Mi-Mo kamen zum Tisch. Die Großmutter stand vom Bett auf und kam herbei. Und Bruno, der mit seinem Kopf gerade über die Tischkante reichte, stand auch da. Sie schauten auf den Tisch und warteten auf das Geld. Hugo zählte es langsam hin. Zuerst die Scheine, dann das Silbergeld und daneben die Groschen und Pfennige. Sie standen um den Tisch und zählten alle mit.

»Das ist nicht alles!« sagte Eliese.

»Aber wieso, Eliese? Natürlich, das ist alles, was ich in der Tasche habe.«

»Es ist nicht alles!« rief sie. »Sieh in deinen Taschen nach!«

»Ach, ja«, sagte er. »Da ist ja noch ein Fünfmärkstück. Ich habe es glatt übersehen.«

Aber auch das war noch nicht alles, und er fand noch etwas, das er ebenfalls glatt übersehen hatte. Dann besaß er nur noch Pfennige und dachte, er würde in dieser Woche nicht viel rauchen können. Er dachte es, während das Geld auf dem Tisch lag und alle darauf niederblickten und Eliese gerade sagte: »Den Rest kannst du behalten, das ist für Tabak.«

Er schob ihr das Geld zu, mit einer Miene, als habe er schwer dafür gearbeitet und gebe es jetzt gerne hin. Aber bevor Eliese es einstecken konnte, griff die dürre Hand der Alten zu. Ihre Hand machte einen Sprung und zog sich blitzschnell wieder zurück. Die

Großmutter redete bei diesem Manöver kein Wort, aber sie zeigte ein Gesicht, als rechne sie damit, ihre Beute verteidigen zu müssen.

»Halt!« rief Hugo und packte das Handgelenk seiner Mutter. »Zeig her! Wieviel hast du da weggenommen?«

Sie hatte ihre Faust geschlossen und er versuchte, ihre Finger zu öffnen. Sie wehrte sich und biß die zahnlosen Kiefer zusammen, daß sich ihr Kinn bis unter die Nase hinaufschob. Albert und Mi-Mo begannen zu lachen. Dann öffnete sie die Hand. Er hielt noch immer ihr Handgelenk und schaute auf das Silberstück.

Er wiegte unschlüssig den Kopf: »Zwei Mark, na ja, zwei Mark. Du brauchst doch eigentlich gar kein Geld mehr?«

»Für meinen Sarg«, sagte sie. »Für meinen Sarg!«

»Laß ihr die zwei Mark«, sagte Eliese.

»Von mir aus«, sagte er. »Von mir aus. Du willst wohl einen ganz besonders schönen Sarg haben, daß du so lange darauf sparst? Davon hast du doch gar nichts!«

Seine Mutter antwortete nicht, ging zu ihrem Bett und legte sich darauf nieder. Sie wartete, daß das Licht ausgeschaltet würde. Sie wartete jeden Abend geduldig und kleidete sich erst aus, wenn es im Zimmer dunkel war. Sie bewachte ihre Sachen und zog die beiden Hocker, auf denen ihre Schuhe standen und ihre Kleider lagen, in Griffnähe an das Bett heran. Hugo vermutete, daß sie das Geld in ihren Kleidern versteckt hatte. Sie lag auf ihrem Bett und atmete schwer.

Mi-Mo sagte: »Ich brauche auch Geld. Ich habe keine Strümpfe.«

»Was!« rief Hugo, »Strümpfe genug hast du! Du willst dich nur herausputzen und wieder mit einem Kerl losgehen! Wie neulich, als du mit einem im Gras lagst und euch jeder von oben sehen konnte!«

»Hugo!« rief Eliese.

Mi-Mos Gesicht glühte. Sie sagte: »Das ist gar nicht wahr!«

»Was denn, oben vom Turm aus konnte man euch sehen, wie ihr im Gras hinter den Büschen lagst! Genug Leute haben gesehen, daß er dir unterm Rock herumgefummelt hat!«

»Hör mit dem unzüchtigen Geschwätz auf!« sagte Eliese.

»Ich hab's von mehreren Leuten gehört«, beharrte er. »Sie haben uns alle ausgelacht!«

»Ich brauche Strümpfe«, sagte Mi-Mo.

»Strümpfe gibt's keine!« erwiderte Hugo. »Sie soll wieder arbeiten gehen, dann kann sie sich welche kaufen!« Er wandte sich an Albert, der am Radio herumdrehte. »Albert«, sagte Hugo, »hol mir einen Zehner-Stumpfen beim Kainrath.«

»Da hast du noch Schulden«, sagte Eliese vorwurfsvoll.

»Sag dem Kainrath, in den nächsten Tagen würde ich bezahlen.«

»Nein«, erwiderte Albert.

Hugo schlug mit der Faust auf den Tisch und schrie: »Holst du jetzt deinem Vater einen Zehner-Stumpfen oder nicht?«

»Nein«, wiederholte Albert. »Er gibt dir doch keinen mehr, weil du nie deine Schulden bezahlst. Er weiß genau, daß du heute Geld in der Tasche hast.«

»Er hat ganz recht«, sagte Eliese. »Damals wußte Kainrath genau, daß du genug Geld hattest, aber du hast trotzdem nicht alles bezahlt. Wenn du wieder regelmäßig arbeiten würdest wie früher, dann brauchtest du wegen ein paar Zehner-Stumpfen nicht zu betteln.«

»Früher«, sagte Hugo, »früher war alles anders.«

»So geht es nicht weiter«, sagte Eliese. »Eines Tages stelle ich dir nichts mehr zu essen hin.«

»Wir haben noch das Geld zu kriegen, das muß bald fällig sein.«

Er ging hinaus, lief den Gang hinunter, an den vielen Türen vorbei, um bei Kainrath den Stumpfen zu holen. Aber er kam schon bald wieder zurück, setzte sich an den Tisch und schwieg.

Er rauchte nicht an diesem Abend. Er saß da, spähte hinüber zu seiner Mutter, die noch immer in Kleidern auf dem Bett lag, und dachte an das Geld, das sie haben mußte – ziemlich viel mußte es schon sein. Er wollte herausbekommen, welches Kleidungsstück sie besonders nahe zu sich heranziehen oder gar mit ins Bett nehmen würde. Aber die Alte rührte sich nicht. Sie wartete.

Eliese und die anderen lagen schon in ihren Betten. Eliese beobachtete Hugo. So ginge es wirklich nicht weiter, sagte sie. Wann er endlich mit einer richtigen Arbeit anzufangen gedenke?

»In den nächsten Tagen fange ich an«, sagte er.